



PETRA AICHER

FRÄULEIN
ANNA,
GERICHTSMEDIZIN

DIE SCHWABINGER MORDE

ROMAN



ulstein

PETRA AICHER

FRÄULEIN
ANNA,
GERICHTSMEDIZIN

Die Schwabinger Morde

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage August 2023

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Lauren Rautenbach / Arcangel;

© Stapleton / Bridgeman Images

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Albertina

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06401-7

1.



Anna verbiss sich die Tränen.

Sie arbeitete inzwischen seit fast auf den Tag genau zwei Jahren als Assistentin in der Münchner Gerichtsmedizin und hatte viel Hässliches gesehen. Es kam nur noch selten vor, dass der Anblick einer Leiche auf dem Obduktionstisch sie so rührte, dass sie Mühe hatte, die Fassung zu bewahren. Doch dem gelb verschmierten kleinen Körper, kaum länger als Annas Unterarm, der heute auf der Marmorplatte im großen Saal der Königlichen Anatomie lag, gelang es.

Selbst Lobinger, das Faktotum der Gerichtsmedizin, der sich sonst nach Möglichkeit drückte, wenn es darum ging, einer Leiche zu nahe zu kommen, lungerte an der Tür herum und lugte scheu Richtung Obduktionstisch. Doktor Schmidt und Doktor Gernhuber, denen Anna bei der Obduktion assistierte, wirkten kaum weniger bedrückt. In Doktor Gernhubers Gesicht zeichneten sich zwischen den grauen Bartstopeln tiefe Linien ab. Die Meldung der Polizei, man habe einen leblosen Säugling in einem Hinterhof am Rand Schwabings gefunden, hatte ihn aus dem Bett geholt. So hatte er die kleine Leiche am Fundort ein erstes Mal untersuchen können.

»Nicht wirklich das, was man sich am frühen Morgen wünscht«, kommentierte er bitter. »Dass es immer die Unschuldigen treffen muss!«

»Ich verstehe nicht, wie eine Mutter das tun kann«, sagte Anna. Sie starrte auf den winzigen Leichnam, das verschrumpelte Gesichtchen, die verkrustete Haut, die sicher nie gewaschen, gewärmt, von einer liebenden Hand gestreichelt worden waren. Anna, als älteste Tochter einer kinderreichen Familie, hatte für ihre Geschwister mehrere Jahre lang die Mutter ersetzt. Die Vorstellung, eine Frau, egal wie verzweifelt, könnte ihr eigenes Kind heimlich in einem Hinterhof zur Welt bringen, nur um es sofort zu töten, ging über ihre Vorstellung.

»Vielleicht hat sie gar nichts getan.« Doktor Gernhuber versuchte trotz allem ein Lächeln.

»Aber die Abdrücke!« Anna deutete auf die blauen Linien am Hals des toten Säuglings. »Das sind doch Würgemale!« Nun half es nichts mehr, ihr entwischte eine Träne. Wütend wischte sie sie weg.

Doktor Gernhuber legte ihr kurz die Hand auf die Schulter. »Da haben Sie vollkommen recht, Fräulein Zech. Eindeutige Strangulationsmerkmale. Aber wenn Sie genauer hinschauen: Die Male stammen nicht von einer Hand, man kann keine Druckspuren einzelner Finger unterscheiden. Ich konnte mir heute Morgen im Hof schon ein Bild davon machen und denke, Doktor Schmidt wird mir recht geben – so gern er mir sonst widerspricht. Nicht wahr, Herr Kollege, die Abdrücke könnten ebenso gut von der Nabelschnur stammen?«

»Sie meinen, der Säugling ist bei der Geburt erstickt?« Anna

wusste nicht, ob der Gedanke sie erleichtern sollte. Vielleicht ein wenig. Zumindest war die Mutter dann nicht zur Mörderin geworden.

»Die Nabelschnur hatte sich möglicherweise um den Hals gewickelt. Ein solches Risiko besteht immer, hat aber meist keine schlimmen Folgen. Nur bei einer heimlichen Geburt, bei der weder Arzt noch Hebamme dabei war, liegt der Fall anders. Die Mutter hätte in diesem Fall Glück gehabt, dass sie selbst bei einer solchen Komplikation nicht in Gefahr geriet.«

»Meines Erachtens liegt die wirkliche Tragik solcher Fälle ohnehin in der Lage der Mutter«, warf Doktor Schmidt ein. »Selbst bei einer Kindsmörderin. Bei der bloßen Vorstellung, wie das Mädchen sich in diesen Hinterhof stahl und ganz allein ihr Kind zur Welt brachte ... Wie soll man da kein Mitleid haben? Wahrscheinlich wieder ein armes Dienstmädchen, das seine Schwangerschaft verheimlicht hatte, um seine Stelle nicht zu verlieren. Oder womöglich die noch unverheiratete junge Herrin des Hauses, die nicht wagte, der Familie ihren Zustand zu gestehen.«

»Oder eine angehende Künstlerin aus Schwabing? Mit denen kennen Sie sich allerdings besser aus als ich, Herr Kollege.« Doktor Gernhuber neckte seinen Kollegen gern mit dessen häufigen Abstechern ins Münchner Nachtleben, doch heute, angesichts des kleinen Leichnams auf dem Obduktionstisch, wirkte der Versuch recht bemüht. »So ein plärrender Säugling, dem regelmäßig die Windeln gewechselt werden müssen, dürfte ziemlich stören, wenn die Mutter darauf wartet, von der Muse geküsst zu werden. Vergessen Sie nicht, dass man den Säugling in der Biedersteiner Straße gefunden

hat. Das ist nicht allzu weit weg von den Heimstätten unserer Boheme.«

»Dass Sie den Schwabinger Malerinnen gern alle möglichen Schandtaten unterstellen, Herr Kollege, das ist mir nichts Neues. Ich darf aber darauf hinweisen, dass es an der Straße hinaus nach Biederstein genug Wohnungen braver, gesitteter Bürger gibt, deren Dienstmädchen und Töchter sicher weit verzweifelter wären, sich in anderen Umständen zu befinden, als eine Dame aus der Schwabinger Boheme.«

»Da haben Sie wohl recht.« Doktor Gernhuber seufzte, dann rückte er seine Brille zurecht und trat an den Obduktionstisch. »Kommen Sie, Fräulein Anna. Machen wir uns ans Werk. Es hilft nichts, es aufzuschieben. Dr. Schmidt übernimmt heute das Protokoll.«

Die Untersuchung dauerte kaum eine Stunde, da Doktor Gernhuber die ersten Eindrücke bereits am Tatort aufgenommen hatte. Das Kind war, nach Doktor Gernhubers Einschätzung, noch keine vierundzwanzig Stunden tot, vermutlich noch keine zwölf, und, wie er noch einmal festhielt, mit hoher Wahrscheinlichkeit bei der Geburt erstickt. Die Mutter, wer auch immer sie war, konnte also zumindest vom Verdacht des unmittelbaren Kindsmords freigesprochen werden, falls die Untersuchung der Gewebeproben im Labor nicht noch etwas Überraschendes zutage förderte.

Allerdings zeigte die Beschaffenheit der Lunge auch, dass der Säugling deutlich zu früh zur Welt gekommen war. Möglicherweise hatte die Mutter sich geschnürt, um ihren Zustand zu verbergen, oder auf andere Art zu der Frühgeburt beigetragen.

»Seltsam, dass niemand sie gehört hat«, sagte Anna. »In dem Hof, in dem sie das Kind zur Welt brachte, meine ich.«

»Heute Morgen fiel mir auf, dass das Hinterhaus umgebaut wird, momentan scheint es völlig leer zu stehen. Vielleicht wusste die Mutter das und ging deshalb dorthin.« Doktor Gernhuber winkte Anna, die Gefäße mit den entnommenen Gewebeproben hinüber ins Labor zu tragen. »Hoffen wir, dass sich für die Polizei kein dringender Grund mehr ergibt, in dieser Angelegenheit weiter tätig zu werden.«

»Sie wird der Sache in jedem Fall nachgehen«, sagte Doktor Schmidt. »Auch die Aussetzung eines Kinds ist schließlich strafbar. Die Zahl der Kindstötungen steigt in letzter Zeit leider an. Weil die Männer im Krieg sind, wissen viele Frauen anscheinend kaum noch, wie sie die Kinder ernähren sollen, die sie haben. Geschweige denn, wie sie ein weiteres Mäulchen stopfen könnten, das sie noch dazu daran hindert, eine Stelle anzunehmen. Das wird in den nächsten Monaten sicher noch schlimmer werden.« Er lächelte bitter. »Einmal ganz abgesehen davon, dass sicher viele Verlobte in der Nacht, bevor sie sich den Tornister auf den Rücken schnallten, von ihren Mädchen zärtlichen Abschied genommen haben. Mit manchen unerwünschten Folgen.«

Ja, der Krieg. Erst ein paar Wochen alt, und doch kam es Anna so vor, als werde das Entsetzliche bereits zur Routine. Die Zeitungen fanden jeden Tag eine neue Schlagzeile, um den »deutschen Heldenmut« und die »Verteidiger des Vaterlands« zu preisen, und es gab sogar Fotografen, die zum Heer reisten und Bilder der Schlachtfelder für die nächste Titelseite anfertigten. In den Kaffeehäusern diskutierte man

diese Bilder bereits mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der man sich bisher über das neueste Theaterstück oder anstehende Wahlen unterhalten hatte.

War es wirklich erst acht Wochen her, dass Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich in Sarajevo erschossen worden war? Erst vier Wochen, seitdem Österreich Serbien den Krieg erklärt und sich danach ein Land nach dem anderen in den blutigen Tumult gestürzt hatte? Alles war so rasch und selbstverständlich vor sich gegangen, eine Kriegserklärung folgte der nächsten, dass Anna an Dominosteine denken musste, die nebeneinanderstehend angestoßen wurden.

Nun schossen irgendwo in Belgien Deutsche und Franzosen aufeinander, und Anna – Anna würde in München weiter ihrer Arbeit bei der Gerichtsmedizin nachgehen und sicherstellen, dass niemand eine Fehlgeburt für eine Kindstötung hielt und deswegen der Mutter den Prozess machte. Die blutigen Schlachtfelder waren schrecklich, aber weit weg.

Nicht alle sahen das so.

»Haben Sie eigentlich immer noch diese Schnapsidee im Kopf?«, grollte Doktor Gernhuber, nachdem er ein Weilchen herumgedruckt hatte. »Dass Sie sich freiwillig melden wollen, meine ich?«

Doktor Schmidt schrieb langsam den Satz zu Ende, ehe er aufschaute. »Ich hatte es Ihnen angekündigt, Herr Kollege. Man hat mich derzeit noch zurückgestellt, da ich hier am Institut unabdingbar bin und man auf die Schnelle keinen Ersatz ernennen kann. Doch sobald mein Nachfolger feststeht ...«

»Sie sind ein vermaledeiter Dummkopf!« So heftig kannte Anna Doktor Gernhuber gar nicht, sie schrak fast zusammen.

»Und rücksichtslos dazu! Mich, Fräulein Anna und den Lohbinger hier sitzen zu lassen, nur um sich sinnlos totschießen zu lassen!«

»Sie wissen sehr gut, wie ich zu diesem Krieg stehe.« Doktor Schmidt ließ sich nicht provozieren. »Oder zu jedem anderen Krieg. Ich bin Arzt, aus humanitärer Sicht ist jeder Krieg eine Katastrophe. Aber wenn mein Vaterland mich braucht, oder richtiger: Wenn die verwundeten Soldaten mich brauchen, dann rücke ich ein. Ich bin jung und gesund, anders als Sie, ich müsste mich schämen, mich nicht zu melden. Es kann nie genug Ärzte an der Front geben.«

»So. Na dann werden Sie ja sehen, ob Sie sich dort auch so einen faulen Lenz machen können wie hier bei uns in der Gerichtsmedizin. Keine durchfeierten Nächte mehr beim Alten Wirt oder im Café Stefanie, da werden Sie schon sehen, wie lange Sie das aushalten!« Doktor Gernhuber sah aus, als wollte er noch mehr sagen, doch schluckte er es hinunter und wies Anna heftig Richtung Tür. »Kommen Sie, Fräulein Zech, lassen wir diesen untreuen Menschen allein und kümmern wir uns um unsere Arbeit. Irgendjemand hier muss sie ja tun!«

Zurück in seinem Büro, war er gegen seine sonstige Gewohnheit sehr schweigsam und ging nachdenklich auf und ab. Veränderungen im täglichen Arbeitsablauf schätzte Doktor Gernhuber ohnehin nicht, wusste Anna, doch hinter seinem Grimm versteckte sich echte Sorge. Dass sein jüngerer Kollege sein Leben aufs Spiel setzen wollte, ging ihm merklich nahe.

Um ihn abzulenken, erkundigte sie sich, ob die Polizei

tatsächlich zurzeit verstärkt Kindstötungen untersuche. Ihre Frage riss Doktor Gernhuber aus seinem Grübeln.

»Es scheint so, ja. Es scheint auch mehr Kindesaussetzungen und Selbstmorde werdender Mütter zu geben. Erinnern Sie sich an die Leiche der schwangeren Küchenhilfe, die wir letzte Woche untersucht haben? Doktor Schmidt, dieser Nichtsnutz, hat nicht unrecht: Die Männer, die Ernährer der Familien, sind im Krieg, die Zurückgebliebenen verarmen. Das wird noch zu mancher Tragödie führen. Es sind keine schönen Zeiten, Fräulein Anna. Hoffen wir, dass unsere Truppen zumindest rasch siegen, damit dieser Wahnsinn ein schnelles Ende findet, sobald alle Hitzköpfe ihr Mütchen gekühlt haben. Und bevor manche Leute ihre idiotischen Ideen umsetzen können!«

»Apropos, Herr Doktor«, sagte Anna rasch, bevor Doktor Gernhuber wieder mit seinem Rasonieren beginnen konnte, »wir müssen das Gutachten zu der Selbstmörderin noch abschließen. Sie hatten mir dazu noch einige Sätze diktieren wollen.«

»Richtig. Das hätte ich beinahe vergessen. Nur gut, dass wir Sie haben, Fräulein Anna. Und nur gut, dass wenigstens Sie nicht an die Front gehen werden, so wie gewisse andere Leute.«

Anna verbrachte den Nachmittag damit, die letzte Fassung des schriftlichen Gutachtens, das Doktor Gernhuber am nächsten Tag abzuliefern hatte, auf der Schreibmaschine abzutippen und für den Amtsrichter ordentlich zusammenzustellen. Da Doktor Gernhuber noch im Labor beschäftigt

war und erklärte, Annas Hilfe nicht mehr zu benötigen, konnte sie ihren Arbeitstag eine halbe Stunde früher beenden und auf dem Heimweg in Ruhe einiges fürs Abendessen einkaufen.

Schwer beladen kam sie in der Landwehrstraße an. Ihre Wohnung lag im zweiten Stock eines herrschaftlichen Hauses, in dem Anna sich unter normalen Umständen nicht einmal einen Schlafplatz auf den Stufen hätte leisten können. Der Hausdiener, der zufällig im Treppenhaus stand, öffnete ihr zuvorkommend die Tür und bot ihr an, ihre Einkäufe nach oben zu tragen. Sie lehnte ab; der neugierige Kerl spionierte ohnehin zu viel hinter ihr her. Zumindest musste er wissen, dass Anna nicht die Mittel hatte, ihm für solche Dienste ein Trinkgeld zu geben.

Aber vielleicht rechnete er mit einer Gabe von anderer Seite.

Zum Beispiel von jenem Herrn Mitte dreißig, der bereits neben Annas kleiner Schwester Franziska im Wohnzimmer saß. Auf dem Kaffeetisch standen eine Karaffe und zwei Gläser mit Limonade – sicher keine billige, wenn Friedrich von Weynand sie mitgebracht hatte. Die vierzehnjährige Franziska hatte sich mit ihren Schulsachen auf dem Sofa niedergelassen, war aber merklich mehr damit beschäftigt, den Gast zu unterhalten, als sich um ihre Hausaufgaben zu kümmern. Herr von Weynand seinerseits hatte seine Melone auf den Tisch neben Franziskas Schreibhefte geworfen und es sich in seinem üblichen Sessel so bequem gemacht, als sei er hier zu Hause. Als Nächstes würde er wohl unter dem Tisch die Schuhe ausziehen, dachte Anna.

»Herr Nachtwey«, spöttelte sie, während sie die Tür zum Flur mit der Ferse hinter sich zudrückte, »ich mache Sie zum wiederholten Mal darauf aufmerksam, dass mein Onkel immer noch findet, Sie seien kein guter Umgang für seine Nichten.«

Weynand sprang in die Höhe und verneigte sich grinsend. »Ich darf korrigieren, wertcs Fräulein Anna: Herr Wachtmeister Kraus hält den unappetitlichen Klatschreporter *Fritz Nachtwey* für einen schlechten Umgang. Doch wie Sie meiner heutigen Garderobe zweifellos entnehmen können«, er deutete nacheinander auf Melone, dreiteiligen Anzug und blank polierte Schuhe, »bin ich hier in meiner Eigenschaft als Freiherr Friedrich von Weynand, Vertreter alten bayerischen Adels und Schwiegersohn eines schwerreichen Münchner Unternehmers.«

»Als ob Sie das jetzt vertrauenswürdiger macht«, stichelte Franziska prompt.

Weynand legte lachend die Hand auf die Brust. »Überrumpelt und in die Zange genommen von weiblicher Übermacht. Begreifen die Damen, weswegen ich völlig untauglich wäre fürs Militär? Fräulein Anna, darf ich Ihnen Ihre Einkäufe abnehmen?«

»Ich danke Ihnen, aber jetzt habe ich die Taschen bis hierher getragen, da werde ich sie auch noch über die Türschwelle schaffen können.«

Annas Bekanntschaft mit diesem wohlhabenden adligen Herrn, der aus bloßer Langeweile ein Doppelleben führte und unter dem Namen Fritz Nachtwey als Klatschreporter spitzzüngige Artikel für eine Zeitung verfasste, die ihm selbst

gehörte, hatte vor etwa zwei Jahren begonnen – an ihrem allerersten Arbeitstag beim gerichtsmedizinischen Institut und unter unangenehmen Umständen. Weynand hatte Anna ausgehört und das, was sie ihm über ihre erste Leichenschau erzählte, schamlos benutzt, um reißerische Zeitungsberichte zu verfassen. Es hatte eine Weile gedauert, bis Anna sein Doppelspiel durchschaute, und noch länger, bis sie seine Reue annahm und ihm wieder vertraute.

Inzwischen hatten die beiden sich zusammengerauft, auch wenn Anna nicht hätte sagen können, wie sie den Grad ihrer Bekanntschaft eigentlich nennen sollte. Herr von Weynand flirtete, zumindest solange Franzi nicht dabei war, immer noch eifrig mit Anna, obwohl er längst wusste, dass sie sich nie mit ihm einlassen würde. Denn Weynand war verheiratet, wenn auch unglücklich. Annas Weigerung schien ihm nichts auszumachen. Er liebte es, Anna zu Ausflügen, ins Theater und in Museen einzuladen oder sie in Restaurants auszuführen. Auch dass sie heute gemeinsam mit ihrer Schwester Franziska in dieser vornehmen Wohnung lebte und dass es Franziska möglich war, ein Mädchenpensionat in Schwabing zu besuchen, hing unmittelbar mit Herrn von Weynand zusammen.

Anna hatte schon lange beschlossen, nicht mehr zu genau darüber nachzudenken. Herr von Weynand war mit Sicherheit ein schwer zu durchschauender Geselle, da hatte Onkel Ludwig vollkommen recht, mit manchmal schrecklich freizügigen Ansichten, dem ein anständiger Mensch nicht über den Weg trauen konnte. Aber er hatte sowohl Anna und Franziska aufrichtig gern, hatte viel für sie getan und ver-

brachte seine Zeit gern mit ihnen. Seine Freundschaft hatte er in der Vergangenheit unter Beweis gestellt, mehr wollte Anna nicht wissen, auch wenn Onkel Ludwig damit nicht glücklich war.

Herr von Weynand und Franziska, ihre Limonadengläser in den Händen, folgten Anna inzwischen in die Küche, um ihr fröhlich dabei zuzusehen, wie sie Brot, Mehl und Kartoffeln in den Vorratsschrank räumte.

»Was macht die hehre berufliche Pflicht?«, erkundigte Weynand sich prompt. »Welche schaurigen Morde haben Sie heute aufgeklärt?«

»Keine. Zum Glück. Damit muss ich Ihnen und Ihrem zweiten Ich Herrn Nachtwey auch nichts verheimlichen. Schließlich weiß ich, dass Sie alles, was ich Ihnen erzähle, hemmungslos in Ihrem Blatt veröffentlichen und breittreten werden.«

»Und weil Sie das wissen, erzählen Sie mir nur Dinge, von denen Sie *wollen*, dass ich Sie in der Zeitung breittrete«, ergänzte er trocken. »Aber wie ich schon sagte, den Herrn Nachtwey habe ich heute zu Hause gelassen. Also erzählen Sie ruhig. Ich sehe Ihnen doch an, dass Sie etwas belastet.«

Seine Aufmerksamkeit und sein Einfühlungsvermögen gehörten zu den Dingen, die Herrn von Weynand zu einem guten Freund machten. Sie hätten ihn wahrscheinlich auch zu einem guten seriösen Reporter gemacht, dachte Anna oft, würde er sich nur die geringste Mühe geben.

»Ein Säuglingsfund«, sagte sie knapp und schaute zu, wie sich seine Miene verdüsterte. Auch Herr von Weynand hatte Kinder, die er selten genug sah, weil die Mutter sie offenbar

allein mit Beschlag belegte. Doch über seine Ehe sprach Weynand sehr ungern.

Jetzt drehte er sich zu Franziska um. »Franzi, hattest du nicht noch Schulaufgaben zu erledigen?«

Das Mädchen gluckste spöttisch. »Sie können auch einfach sagen, wenn Sie mit meiner Schwester allein reden wollen, Herr von Weynand. Ich bin kein kleines Kind mehr. Außerdem hatten Sie gesagt, Sie helfen mir mit Englisch und Französisch.« Da Franziska bis vor einem Jahr nur die Volksschule im kleinen Aschheim besucht hatte, musste sie immer noch sehr viel nachholen. Fremdsprachen gehörten dazu.

»Ich bitte um Verzeihung. Ich vergesse immer, dass du schon im vorgerückten Alter von vierzehn Jahren stehst.« Weynands Zeigefinger wies zum Wohnzimmer. »Raus, ich komme gleich nach und höre französische Verbformen ab.« Er wartete, bis Franziska ins Wohnzimmer verschwunden war, ehe er halblaut anmerkte: »Ich nehme an, es war schlimm?«

»Nicht schön«, sagte Anna knapp. »Wenigstens können wir Kindstötung hoffentlich ausschließen. Wohl eine Komplikation bei der Geburt. Aber dennoch. Eine Frühgeburt, allein im Hof eines leer stehenden Hauses – wäre die Mutter nicht so verzweifelt gewesen, hätte das Kind womöglich leben können.« Sie seufzte. »Oder auch nicht. Es war wirklich noch sehr klein. Ärmchen nicht viel dicker als meine Finger ...«

»Kann ich etwas tun?«

Anna lächelte müde. »Können Sie mit Ihrer Zeitung dafür sorgen, dass kein Dienstmädchen die Entlassung befürchten muss, wenn es schwanger wird?«

»Wie bitte? Anna, wo denken Sie hin! Dies ist München,

eine durch und durch ordentliche, katholische Stadt! Nur weil wir aus der besseren Gesellschaft unseren Dienstboten das Heiraten untersagen und ihnen einen Hungerlohn zahlen, bei dem manche Spülhilfe sich überlegt, am nächsten Hauseck auf Freier zu warten, um sich etwas dazuzuverdienen, heißt das doch nicht, dass diese Dienstboten sich außerehelichen unsittlichen Gelüsten hingeben dürfen!« Weynands Ton war ätzend. »Und nun gar davon schwanger zu werden! Wie egoistisch von diesen jungen Dingen. Denken sie denn gar nicht an den guten Ruf des Hauses, in dem sie dienen? Oder an den des Dienstherrn, der sie womöglich höchstpersönlich geschwängert hat?«

»Jetzt regen Sie sich aber auf.«

»Die Doppelmoral dieser Stadt regt mich immer auf, das sollten Sie allmählich wissen.« Er machte eine spöttische kleine Verbeugung. »Und ja, mit dieser Doppelmoral kenne ich mich bestens aus, weil ich sie schließlich selbst praktiziere. Darauf brauchen Sie mich gar nicht erst hinzuweisen, verehrte Anna. Sie haben übrigens nicht vor, demnächst endlich einmal von Ihren Prinzipien sittlicher Tugend abzuweichen, nein? Zu dumm. Lassen Sie mich dennoch zum wiederholten Mal versichern, dass ich in meiner Eigenschaft als zutiefst frustrierter Ehemann jederzeit bereit wäre, Ihnen dabei behilflich zu sein, falls es doch einmal der Fall sein sollte. Na also, jetzt lächeln Sie immerhin schon wieder.«

»Das war kein Lächeln, das war eine Grimasse«, behauptete Anna, ohne sich das Schmunzeln völlig verbeißen zu können. »Abgesehen davon muss die Mutter ja kein Dienstmädchen gewesen sein. Doktor Gernhuber hielt sogar jemanden aus

den Schwabinger Kreisen für möglich. Der Säugling wurde in der Biedersteiner Straße gefunden.«

»Unwahrscheinlich.« Herr von Weynand schüttelte den Kopf. »Seit unsere Schwabinger Gräfin Fanny zu Reventlow ihren Sprössling zur Welt gebracht hat, gilt ein uneheliches Kind in Künstlerkreisen eher als Aushängeschild und Nachweis dafür, wie sehr man auf die bürgerlichen Konventionen pfeift. Aber weil ich Sie zutiefst verehere, Fräulein Anna, werde ich Ihrem Hinweis trotzdem sofort nachgehen und mich in Schwabing nach der Mutter umhören. – Was? Das ist doch ein großartiges Betätigungsfeld für den windigen Reporter Nachtwey.«

»Wehe, Sie setzen über diese Sache wieder etwas in die Zeitung!«, drohte Anna. »Sie haben mir genug Schwierigkeiten gemacht!«

Herr von Weynand legte die Hand auf die Brust. »Anna! Würde ich je etwas tun, ohne Sie vorher um Erlaubnis zu fragen? Abgesehen davon wäre ich heute Abend ohnehin nach Schwabing gefahren. Die jetzigen Zeiten sind keine guten für Klatschgeschichten. Alle wollen schwülstige Siegesmeldungen aus Belgien lesen – und bevor ich so etwas schreibe, hacke ich mir eher die Hand ab. Aber nachdem ich meine Angestellten bisher davor bewahren konnte, eingezogen zu werden, sollte ich ihnen hin und wieder etwas zu tun geben. Nirgendwo wird so viel getratscht wie unter den Lebenskünstlern der Schwabinger Cafés. Wer weiß, vielleicht ist wirklich jemandem ein schwangeres Mädchen aufgefallen.«

2.



Von der Wohnung der Schwestern Zech in der Landwehrstraße fuhr Weynand zunächst nach Bogenhausen. Bevor er sich als Reporter Nachtwey ins Schwabinger Nachtleben stürzen konnte, musste er sich erst umziehen. Vor allem aber hoffte er vor seinem Aufbruch auf eine ungestörte halbe Stunde mit seinen zwei Söhnen.

Er hatte Glück. Die Villa Senftl empfing ihn mit dem ganzen Prunk neureicher Geschmacklosigkeiten, aber schweigend. Sibylle, mit der Friedrich zumindest dem Namen nach verheiratet war, hatte sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen mit jener leichten Migräne, die sie in letzter Zeit als angemessenen Zeitvertreib für eine adlige Ehefrau betrachtete, und mit eifrigem Blättern im Gothaer Adelskalender sowie in diversen Modezeitschriften. Letztere durften seit Kriegsausbruch nicht mehr aus Paris sein. Sibylle Senftl-von Weynand war auch Patriotin.

Fräulein Brandt, Kindermädchen und heimliche Herrin des Weynand'schen Haushalts, rümpfte bei Friedrichs Eintritt ins Spielzimmer zwar die Nase, fand jedoch trotz kritischer Prüfung keinen Vorwand, ihn vor die Tür zu setzen. Wilhelm

und Emil ließen ihr Spielzeug fallen und rannten ihrem Vater entgegen.

Friedrich ging in die Knie, um sie beide gleichzeitig zu umarmen. Sie klammerten sich an ihn. Er musste an Ertrinkende auf hoher See denken.

»Willi, Mickerl! Was habt ihr den ganzen Tag getrieben, hm?«

Die Kosenamen trugen Friedrich einen weiteren bitterbösen Blick von Fräulein Brandt ein. Aber ohne die Unterstützung ihrer Herrin wagte die Brandt denn doch nicht, Weynand zu tadeln. Zufrieden ließ Friedrich sich auf dem Fußboden nieder, um Emils erste Versuche mit Buntstiften und Willis neue Zinnsoldaten zu bewundern.

Erst als das Mädchen auf dem Tisch am Fenster das Essen für die zwei Kinder und für Fräulein Brandt anrichtete, verabschiedete Friedrich sich. Es gehörte zu Sibylles Macken, dass sie darauf bestand, die Kinder sollten das Essen gemeinsam mit ihrer Gouvernante einnehmen statt zusammen mit dem Rest der Familie. Das gehöre sich nun einmal so, außerdem würden die Söhne, noch zu undiszipliniert und ohne Tischmanieren, mit Sicherheit den Ablauf an der Familientafel durcheinanderbringen.

Man hätte es nur hoffen können, dachte Friedrich. Bei der Erinnerung an manche edlen Dinners, mit und ohne Gäste, die er in seinem eigenen Esszimmer bereits durchlitten hatte, nach Sibylles Aussage stets »ganz zwanglose« Anlässe, bei denen jeder Handgriff der Dienerschaft und jede über den Tellern geäußerte Belanglosigkeit genauestens geplant war, schauderte ihn. Warum konnte nichts für seine Ehefrau spontan und natürlich sein?

Dass Sibylle ihren Ehemann körperlich auf Abstand hielt, dass sie beide einander nicht viel zu sagen hatten, damit hätte Friedrich von Weynand vielleicht umgehen können. Die lächerlichen Angebereien und Eitelkeiten jedoch trieben ihn unweigerlich aus dem Haus.

Sein eigenes Zimmer wirkte fast kahl verglichen mit den übrigen Räumen, es wurde außer zum Schlafen und Umziehen auch selten genug genutzt. Klatschreporter Fritz Nachtwey durfte sich weit legerer kleiden als ein bayerischer Freiherr und verließ die Villa Senftl in Hemd, Weste, buntem Halstuch und leicht schief sitzender Schiebermütze.

Als er in Schwabing ankam, sah es schon wieder nach Regen aus. Gestern Nacht hatte es auch geregnet, erinnerte er sich. Die ledige Mutter, deren toter Säugling Anna Zech heute so aus der Fassung gebracht hatte, hatte die Geburt womöglich zu allem Überflus während eines Wolkenbruchs hinter sich gebracht.

Was auch bedeutete, dass die Polizei vermutlich wenig Spuren gefunden hatte. Aber eine junge Frau, von einer eben überstandenen Geburt gezeichnet, in nassen und sicher verschmutzten Kleidern, musste so jemand nicht sogar im nächtlichen Schwabing auffallen?

Auf den breiten, beleuchteten Boulevards, der Ludwig- und der Leopoldstraße, wäre sie ins Auge gestochen. Freilich gab es in unmittelbarer Nähe auch die schmalen, oft genug schäbigen Häuser der Nachbarstraßen mit ihren in sich gestaffelten Hinterhöfen. In den billigsten Wohnungen schliefen Arbeiterfamilien in einem einzigen Raum oft zu acht in vier Betten. Stammte das unglückliche Mädchen von dort?

Weynand machte sich nichts vor: Die Chancen, diese junge Mutter zu finden, gingen gegen null. Und selbst wenn, was wollte er dann tun? Ein Unrecht hatte sie nicht begangen, da verließ Weynand sich auf Annas Aussage.

War es nicht letztlich gleichgültig? Was er brauchte, war eine gute Geschichte für die nächste Ausgabe des *Münchner Generalanzeigers*. Oder noch eigentlicher, eine Ausrede für einen Ausflug nach Schwabing. Wenn er dabei Anna einen Gefallen tun oder sie wenigstens auf andere Gedanken bringen konnte, dann umso besser.

Ähnlich wie Anna selbst hatte auch er inzwischen aufgehört, sich über die Natur seiner Beziehung zu ihr Gedanken zu machen. Seine aussichtslosen Flirtversuche behielt er bei, weil sie ihnen beiden Spaß zu machen schienen, und er genoss jede Minute, in der er mit ihr zusammen sein und sich zur Abwechslung wie ein normaler Mensch fühlen konnte, nicht wie die wandelnde Verkörperung eines alten Adelstitels, der seine tatsächliche Bedeutung längst verloren hatte.

In diese Gedanken versunken fand er sich eine Stunde später in der Occamstraße wieder, an einem etwas wackligen Tischchen im Café Schalk, ihm gegenüber ein flüchtiger Bekannter, der sich, wie er erzählte, zurzeit mehr schlecht als recht als Musiker durchschlug. Weynand verstand die Anspielung und lud ihn ein. Das Café war, für Schwabinger Verhältnisse, nur mäßig besucht. Überhaupt herrschte heute eine angespannte Stimmung im Viertel, Passanten musterten einander entweder misstrauisch oder eilten blicklos aneinander vorbei. An auffallend vielen Fenstern hatte man trotz der frühen Stunde bereits die Läden geschlossen.

Als zum dritten Mal eine Gendarmeriepatrouille durchs Lokal streifte, konnte Friedrich sich eine Bemerkung darüber nicht mehr verkneifen.

»Gut geschützt sind wir heute, kommt mir vor. Was halten Sie davon, Herr Thüme?«

»Dass es nicht ›beschützt‹ heißen sollte, sondern ›beobachtet‹. Aber das wissen Sie selbst, Herr Nachtwey. Wir sind in Schwabing.«

»Eben. Normalerweise genießen wir in diesem Viertel doch eine Art Münchner Narrenfreiheit. Man schimpft, man entsetzt sich über uns, und anschließend kommen die braven Spießbürger auf eine Maß Bier vorbei und freuen sich, weil sie hier einmal alle fünf gerade sein lassen dürfen.«

»Das ist auch immer noch so. In Grenzen.« Edgar Thüme schaute sich im Gastraum um, als suche er nach heimlichen Lauschern. »Seit Jahresanfang, vor allem aber seit Kriegsbeginn hat unsere Polizei wieder viel mehr Interesse an den Schwabingern.« Er zuckte die Achseln, als Weynand ihn fragend anschaute. »Die meisten von uns sind gegen den Krieg und sagen das auch laut. So etwas gefällt der Obrigkeit nicht.«

»Der Regierung, meinen Sie? Und was soll unsere wackere Gendarmerie dagegen tun? Etwa die Schwabinger Lebenskünstler zu tapferen Vaterlandskämpfern umerziehen?«

»Lachen Sie nicht. Man hat manchmal wirklich den Eindruck, als wären wir Künstler generell verdächtig. Nicht nur die Gendarmen sind strenger, auch viele Hauswirte haben plötzlich einen herrischen Ton am Leib. Meine Vermieterin hat mich kürzlich gefragt, ob ich mich nicht schäme, nicht auf dem ›Feld der Ehre‹ zu stehen. Aber sogar unter den Schwa-

bingern, die für den Krieg sind, gibt es eine Menge, die keine Lust haben, sich totschießen zu lassen.«

»Sagen Sie nicht, die Gendarmerie sucht nach Deserteuren. Jetzt schon?« Friedrich staunte. Er hatte in den Wochen seit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, den gesamten Juli hindurch, die Kriegsbegeisterung auf den Straßen anschwellen sehen. Laut den Zeitungen marschierte die deutsche Armee an der westlichen Front von Sieg zu Sieg und schickte sich an, die französische Verteidigungslinie zu durchbrechen. Es schien noch keinen Grund zu geben für diejenigen, die auf den Straßen kürzlich die Kriegserklärung bejubelt hatten, ihre Begeisterung zu bereuen.

»Sagen wir, nach Drückebergern.« Thüme verspeiste mit Behagen ein Stück des von Weynand spendierten Leberkäses. »Leuten, die ihrer Einberufung entgehen wollen. Davon gibt's nicht wenige. Manche Leute sehen da gerade wohl eine gute Gelegenheit, uns unstetes Künstlerpack die Vaterlandsliebe zu lehren.«

»Indem sie Sie an die Front schicken?«

Thüme nickte. »Ich konnte meine Untauglichkeit nachweisen. Mein linkes Bein will nicht mehr so recht, nachdem ich es mir als Kind gebrochen hatte. Selbst der Heeresarzt, der mich untersuchte, musste das zugeben. Aber er tat es nicht gern. Wie sind Sie bisher entkommen?«

Das war kein Thema, über das Friedrich offen sprechen konnte. Dem adligen Schwiegersohn eines Unternehmers standen ganz andere Möglichkeiten zur Verfügung als einem lädierten Pianisten. Und ja, Friedrich hatte sie genutzt. Seit Johann Senftls Firmen einen großen Teil ihrer Produktion

auf Erzeugnisse für die Armee umgestellt hatten, akzeptierte man höheren Orts offenbar, wenn die gesamte Familie der Ansicht war, ihre Schuldigkeit fürs Vaterland getan zu haben. Weynand war freigestellt worden, ohne auch nur darum ersucht zu haben. Sehr zur Beschämung seines Vaters, dem das Deutsche Reich über alles ging, selbst über das Königreich Bayern, und seines Bruders Otto, der als Kavallerieoffizier irgendwo unter dem Oberbefehl des Kronprinzen Rupprecht in Belgien stand.

»Beziehungen«, sagte er knapp.

Thüme lächelte bitter und rieb Daumen und Zeigefinger aneinander. »Verstehe. Geben Sie acht, die Herren pflegen mehrfach zu kassieren, das haben einige meiner Freunde schon erfahren. Wer keine körperlichen Gebrechen nachweisen kann, hat es schwer. Homosexuelle Kriegsgegner dachten zunächst, sie wären sicher, weil man sie vermutlich gar nicht im Heer haben wollte. Stattdessen fängt man jetzt an, sie gezielt zu piesacken. Wahrscheinlich, um sie zu »echten Männern« zu machen. Denn merke: Ein echter Mann ist nur einer, der seine Brüder niederknüppelt.«

Friedrich überlegte. Vielleicht ergab sich da eine gute Geschichte für den *Generalanzeiger*? Wahrscheinlich sogar eine bessere als die der unglücklichen Mutter, die ihr Kind in einem Hinterhof hatte zur Welt bringen müssen. Solche Mütter gab es, leider Gottes, zu viele, als dass jemand sonderlich Notiz davon genommen hätte.

»Kennen Sie einen solchen Herrn? Ich meine einen, der bereit wäre, mit einem Zeitungsjournalisten zu sprechen?«

»Rainer Glauke«, antwortete Thüme sofort. »Tänzer bei

einer Varieté-Truppe und leider sehr tauglich. Tritt zurzeit oft am Kleinen Theater in der Türkenstraße auf, falls Sie ihn sprechen wollen. Er lebt mit einem Handwerksgesellen zusammen, in einem Verhältnis, das man wohl eine schwule Ehe nennt, und beide haben gegen ihre Einberufungsbescheide Protest eingelegt.«

»Danke, ich werde mir in jedem Fall anhören, was er zu erzählen hat.« Aber da er Anna versprochen hatte, sich in Schwabing wegen des toten Säuglings zu erkundigen, fragte er Thüme dennoch, ob er etwas dazu sagen könne. Wie erwartet, hob der die Schultern.

»Seien Sie mir nicht böse, aber wenn ich auf jedes schwangere Mädchen achten wollte, das durch Schwabing läuft, hätte ich viel zu tun. In jedem Fall kenne ich keines, das bis gestern noch schwanger gewesen wäre und es heute nicht mehr ist. Wo, sagten Sie, hat man das Kind gefunden, in der Biedersteiner Straße?«

»Im Hinterhof eines Gebäudes, dessen Hinterhaus wohl gerade umgebaut wird. Jedenfalls steht es leer.«

»Ah, ich weiß, wo das ist. Ganz in der Nähe der Kirche, Sankt Sylvester oder so ähnlich, gegenüber dem Eck zur Haimhauserstraße. Vor ein paar Jahren haben Bekannte von mir da gewohnt, bis das Hinterhaus so heruntergekommen war, dass man es entmieten musste. Die Grundmauern seien marode, hieß es damals, wegen der Feuchtigkeit vom Kleinhesselohrer See und vom Schwabinger Bach herüber. Seltsam, nicht wahr, denn die anderen Häuser in der Gegend verfaulen deswegen ja auch nicht. Seitdem steht das Hinterhaus jedenfalls leer, niemand weiß, ob's nun abgerissen werden soll oder

doch renoviert, und alle ärgern sich, weil Wohnraum in München so knapp ist. Wenn ich Sie wäre, würde ich da einfach mal hingehen und mich umschauen. Da fragt Sie bestimmt niemand nach einer Erlaubnis, und vielleicht hat jemand was gesehen? Ich stelle mir vor, das ist ein guter Treffpunkt für Freier mit ihren leichten Mädchen, jetzt im Sommer.«

Sich den Fundort des Säuglings anzuschauen hatte Friedrich ohnehin schon erwogen, Thümes Bemerkung gab den Ausschlag. Er kritzelte den Namen des Tänzers Glauke in sein Notizbuch, bevor er sich verabschiedete.

Draußen erhellte eine trübe Reihe Straßenlaternen das nächtliche Dunkel, noch ein wenig düsterer wegen der tief hängenden Wolken. Doch der erwartete Regen war bisher ausgeblieben, und Friedrich sah keinen Grund, warum er nicht sofort in die Biedersteiner Straße aufbrechen sollte.

Er brauchte zu Fuß keine fünf Minuten. Das Vorderhaus, einer der vielen Neubauten, die in den letzten zehn Jahren am Rand von Schwabing in die Höhe geschossen waren, wirkte zur Straße hin ebenso freundlich und gediegen wie seine Nachbarhäuser, mit frisch gestrichener Fassade, die wohl der Architektur des Barocks nachempfunden sein sollte, und großen Fenstern, von denen einige noch erleuchtet waren. Als Friedrich den offenen Torbogen durchquerte und dem Kiesweg im Schein einer einzelnen Funzel, vorbei an ein paar dicht belaubten Kastanien, zum Hinterhaus folgte, änderte sich das Bild rasch. Es gab nicht nur ein, sondern sogar zwei Hinterhäuser, vom Vorderhaus jeweils durch einen Hof getrennt, und während im ersten noch einige Stockwerke be-

wohnt schienen, war das zweite tatsächlich nur eine Ruine. Sämtliche Fenster hatte man mit Brettern vernagelt. Ein Stück des Dachs schien eingebrochen, und der Hof, vollgestellt mit altem Gerümpel in einer Art, dass Weynand aufpassen musste, sich nicht die Beine zu brechen, stank so bestialisch, als hätten ihn sämtliche Hunde, Katzen und Landstreicher der Stadt seit Jahren als Urinal benutzt.

In diesem Punkt lag Thüme wohl daneben: Es war eher kein guter Treffpunkt für ein Schäferstündchen. Abgesehen vom Gestank fand sich in diesem Chaos kaum ein Fleck, an dem nicht gesplitterte Balken, aufgestapelte Ziegelreste und aus dem Holz aufragende Eisennägel jeden Versuch zärtlicher Zweisamkeit zu einem unangenehmen Erlebnis gemacht hätten.

Lampen gab es in dem Hinterhof keine, aber der Mond fand für einen Moment einen Riss in der Wolkendecke. In seinem Schein sah Friedrich, dass an der Rückseite des gegenüberliegenden Gebäudes alle Fenster Richtung Hof ebenfalls fest verschlossen waren. Wahrscheinlich wohnte auch dort niemand mehr. Der Hof lag, halb verhüllt von unheimlichen Schatten, im kargen Mondlicht in einsamer Trostlosigkeit.

Gerade als Weynand anfang, über das Gerümpel zu klettern, um die Stelle zu finden, wo genau das Mädchen ihr totes Kind zur Welt gebracht haben könnte, schloss sich die Wolkendecke wieder und Friedrich stand im Finstern. Prompt blieb er mit dem Hosenbein an einem Nagel hängen, stolperte und verlor das Gleichgewicht. Unter ihm knackte und splitterte Holz von irgendeinem kaputten Möbelstück, als er stürzte.

»Herrgott noch einmal, kannst du Depp ned aufpassen?«

Ein Guss eiskalten Wassers hätte Friedrich nicht unvorbereiteter treffen können als diese knurrige, kaum verständliche Männerstimme. Er glaubte, keinen Tropfen Blut mehr in den Adern zu haben, so sehr war er erschrocken. Hastig rappelte er sich in die Höhe. Unter den dunklen Schemen im Hof konnte er undeutlich eine Bewegung ausmachen. Der Schatten kam auf ihn zu, und er brachte einen Geruch von Bier und ungewaschener Kleidung mit. Friedrich fand sich rüde am Arm gepackt.

»Jetzt is' es hin, mei' Bett für die Nacht. Der Stuhl hätt mich noch gut ausgehalten.«

»Tut mir leid«, sagte Friedrich unsicher. Er konnte noch immer kaum etwas erkennen außer einer undeutlichen schwarzen Masse im Finstern, eine in sich zusammengesunkene, bucklige Gestalt, die einen breitkrepfigen und ziemlich formlosen Hut zu tragen schien. »War keine Absicht.«

Weynands Gegenüber schien an das Zwielficht besser gewöhnt zu sein. »Scho' recht. Ich find schon noch an andern.« Der Stadtstreicher, der Stimme nach ein älterer Mann und außerdem ziemlich betrunken, ließ Friedrich los und schien sich davonmachen zu wollen.

»Warte mal, Freunderl.« Er zog seinen Geldbeutel aus der Tasche und ließ die Münzen darin klimpern. »Kann ich dich was fragen?«

»Naa«, lautete die knappe Antwort. »Ich hab heut schon genug Leut' in meinem Hof herumschnüffeln sehen. Wenigstens in der Nacht will ich mei' Ruh'.«

»Wer hat denn herumgeschnüffelt? Die Polizei?«

»Die auch, aber denen bin ich aus'kommen.« Es klang, als spuckte der Mann zur Seite aus. »Ins Arbeitshaus geh ich ned, solange das Wetter gut is'. Und da is' so einer wie ich gleich drin, wenn die Gendarmen ihn erwischen.« Er stutzte und schien Friedrich im Dunkel zu mustern. »Du bist aber ned von der Polizei, die kommen immer zu mehreren. Und so dumm anstellen wie du würden die sich auch ned. Was willst d' denn wissen?«

»Nur, ob du gestern Nacht auch hier geschlafen hast.«

»Könnt scho' sein.«

»Und hast du gestern etwas Besonderes gesehen? Eine schwangere Frau vielleicht?« Der Stadtstreicher antwortete nicht, und Friedrich klimperte noch einmal mit dem Geldbeutel. »Ich schreib für eine Zeitung, weißt du? Ich zahl dir ein Bier, wenn du eine Geschichte für mich hast. Auch mehr, wenn die Geschichte gut ist.«

Der Mann bewegte sich verblüffend schnell. Erneut wurde Friedrichs Unterarm umklammert, eine Hand drehte ihn herum und schob ihn unsanft zwischen dem aufgestapelten Müll hindurch Richtung Tor. »Hab ich's mir doch gedacht! Jetzt schaut d', dass du weiterkommst! Dir erzähl ich das Gleiche, was ich dem anderen erzählt hab, nämlich gar nix. Nix hab ich g'sehn, dass du's weißt, und wenn ich was g'sehn hätt, hätt ich auch nix g'sehn. Für die Zeitung! Das mag eine Zeitung geben für den Jüngsten Tag! Das sag ich dir, wenn einmal die unschuldigen Seelen ins Spiel kommen und wenn der Leibhaftige dreinfährt, dann mag ich nix mehr damit zu tun haben. Geh zu, und lass mich in Frieden mit deinen toten Kindern!«

Für einen Landstreicher war der Mann ziemlich kräftig, dachte Friedrich, als der Obdachlose ihn plötzlich vorwärts-schubste. Mit knapper Not fing er sich ab, bevor er mit dem Kopf voraus gegen die gegenüberliegende Hausmauer prallte. Zumindest konnte er sich an dieser Wand entlang im Dunkeln problemlos zurück zum Eingang tasten.

Ganz offensichtlich hatte der Mann etwas gesehen. Vielleicht sogar etwas Interessantes, da selbst Geld ihn nicht zum Sprechen brachte. Etwas hatte ihn eingeschüchtert. Auf eine weitere Auseinandersetzung im Finstern hatte Friedrich allerdings keine Lust. Er würde nach Hause gehen, den Vagabunden in Ruhe seinen Rausch ausschlafen lassen und zusehen, ob er ihn morgen bei Tageslicht noch einmal zur Rede stellen konnte.

Womöglich versteckte sich hier im Hinterhof doch noch eine Geschichte. Denn das Interessanteste war zweifellos, dass vor Friedrich schon jemand im Hof nach Hinweisen gesucht und den Mann auszuforschen versucht hatte. Was konnte dafür der Grund sein?

3.



Auch die Gewebeproben, die Doktor Gernhuber den Organen des toten Kinds entnommen hatte, ergaben keine Hinweise darauf, dass jemand seinen Tod absichtlich herbeigeführt hatte. Beide Ärzte wirkten darüber ebenso erleichtert wie Anna. Ein tragischer Fall, eine unglücklich verlaufene heimliche Geburt, ja, aber kein Mord. Doktor Gernhuber diktierte Anna noch ein paar abschließende Sätze dazu und bat sie dann, das Ganze unverzüglich ins Reine zu schreiben und abzutippen. »Bevor unsere Polizei sich unnötige Mühen macht.«

Anna hatte sich allerdings noch kaum an die Schreibmaschine gesetzt, als in Doktor Gernhubers Büro das Telefon läutete. Oder, wie der Arzt es üblicherweise nannte: die Höllenmaschine.

Wie alt genau Doktor Gernhuber war, wusste Anna gar nicht, aber mit Sicherheit hatte er nur noch wenige Jahre bis zur Pensionierung. Die Errungenschaften moderner Technik, die das Institut nach und nach für teures Geld anschaffte, hielt er im besten Fall für überflüssig, im schlimmsten Fall für unverständliches Teufelszeug. Er vermied, so gut es ging, etwas

damit zu tun haben, ob es sich dabei nun um die Schreibmaschine handelte oder um den Lastenaufzug in den Keller.

»Fräulein Anna, könnten Sie bitte an den Hörer gehen und fragen, was es gibt? Ich bin gerade sehr beschäftigt.«

Mit wissendem Lächeln hob Anna ab. Die missmutige Stimme am anderen Ende der Leitung erkannte sie sofort.

»Guten Morgen, Onkel Ludwig. Brauchst du den Doktor Gernhuber? Er hat gerade zu tun.«

»Sag ihm, er soll alles weglegen und uns so schnell wie möglich die Papiere von der gestrigen Leichenschau schicken.« Wachtmeister Ludwig Kraus telefonierte etwa ebenso gern wie Doktor Gernhuber. Seine Nichte zu hören erleichterte ihn merklich. »Du weißt schon, von dem kleinen Wutzerl, das sie im Hof gefunden haben.«

»An dem Bericht sitze ich gerade, Onkel Ludwig. Aber warum pressiert das denn auf einmal? Wir haben gar nichts herausgefunden. Doktor Gernhuber denkt, dass das Kind bei der Geburt erstickt ist. Wahrscheinlich hätte es sowieso nicht lang gelebt, weil es noch dazu viel zu früh auf die Welt kam.«

»So? Dann wart einmal ab, was die Mittagszeitungen schreiben«, knurrte Onkel Ludwig. »Irgend so ein Depp hat das schon wieder an die Presse gegeben, und da werden sie jetzt bestimmt eine Sensationsgeschichte daraus machen, wie sie dein schrecklicher Herr Nachtwey auch nicht schlimmer zusammenschmieren könnt'. Also dass ihr es gleich wisst, wir haben einen anonymen Hinweis bekommen. Jemand hat gesehen, wie in der Nacht ein Mann und eine schwangere Frau in den Hof gegangen sind – aber nur der Mann ist wieder herausgekommen.«

Anna saß still, wie vom Donner gerührt. »Und was ist aus der Mutter geworden?«

»Das fragen wir uns auch. Jetzt werden wir den Hof noch einmal durchsuchen müssen und womöglich die Bruchbude dahinter ebenfalls.«

Anna hielt es für unwahrscheinlich, dass die Polizei bei der ersten Suche eine ganze Frauenleiche übersehen haben sollte, und sagte das auch. Ihr Onkel schnaubte in den Hörer.

»Das sagst du einmal unseren Chefs. Die halten uns doch sowieso für blind und taub. Also sei so gut und richt's dem Doktor Gernhuber aus, ja? Und dass er sich wirklich, wirklich sicher sein muss bei seinem Gutachten, weil auf unserer Seite schauen die Dinge auf einmal ganz anders aus.«

Anna legte auf und gab die Neuigkeiten weiter. Doktor Gernhuber zog die Brauen in die Höhe. »Und was erwartet man jetzt von mir? Doch wohl hoffentlich nicht, dass ich meinen Befund den neuesten Zeugenaussagen anpasse? Wenn ich in der Autopsie herausfinde, dass das Kind erstickt ist, dann ist es erstickt, und zwar völlig gleichgültig, wie viele Leute da in der Nacht über diesen Hof gestromert sind.« Er redete sich in Rage. »Was für eine Unverschämtheit, mein Gutachten anzuzweifeln, noch bevor es geschrieben ist, nur weil vielleicht in der gleichen Nacht irgendein Strizzi mit seinem Flitscherl auch in dem Hof war!«

»Herr Doktor Gernhuber ...«

»Nein, lassen Sie nur, Fräulein Anna. Ich weiß mich abzusichern. Ich werde Doktor Schmidt bitten, ebenfalls seine Stellungnahme abzugeben. Und wenn es hart auf hart kommt, gehe ich zum Professor Merkel und ersuche den um

seine Meinung.« Er ließ sich den handschriftlichen Entwurf des Gutachtens noch einmal geben, strich ein wenig daran herum, aber drückte ihn Anna letztlich wieder in die Hand mit der Anweisung, ihn wie vorgesehen abzutippen und per Kurier an die Polizeidirektion zu schicken. »Auch wenn er dort nicht gefällt.«

Anna drückte dem Kurier die fertigen Papiere in die Hand, noch bevor sie in die Mittagspause ging. Ihr Weg führte sie in ein kleines Café eine Querstraße weiter. Bei Emmi hatte sie ihre erste Tasse Kaffee mit Herrn von Weynand getrunken, und dort trafen die beiden sich noch immer häufig, mit und ohne Verabredung. Auch heute winkte er bereits von ihrem üblichen Tisch. Er trug einfache Kleidung und seine Schiebermütze. Hier bei Emmi kannte man ihn nur als Fritz Nachtwey.

»Liebste Anna, ich bin ausnehmend wütend auf Sie.« Sehr im Gegensatz zu seinen Worten strahlte er sie vergnügt an, während sie ihm gegenüber auf den Stuhl sank. Er legte eine zusammengefaltete Zeitung quer über die Speisekarte. »Das habe ich Ihnen mitgebracht. Seite 5, rechts oben. Lesen Sie, ich bestelle einstweilen für uns beide.«

Da Onkel Ludwig am Telefon die Mittagsausgaben der Zeitungen erwähnt hatte, hatte Anna unterwegs bereits auf die Verkäufer geachtet, die gern laut vor den Cafés die Schlagzeilen ausriefen. Aber sie hatte nur die üblichen Neuigkeiten von der belgischen Front gehört, wo der bayerische Kronprinz Rupprecht den Feind anscheinend ganz allein besiegte, wenn man den Münchner Gazetten glauben wollte.

Es gab jetzt nicht mehr viele andere Themen als den Krieg. Selbst der plötzliche Tod des dreizehnjährigen bayerischen

Erbprinzen Ende August, der sonst sicher das Tagesgeschehen bestimmt hätte, mit schwarzen Traueranzeigen auf der ersten Seite, Nachrufen und Beileidsbekundungen, selbst dieses tragische Ereignis war im Innenteil verschwunden. Ob Kronprinz Rupprecht an diesem Tag nicht lieber am Bett seines sterbenden Kindes gewesen wäre statt auf einem Schlachtfeld?

Als Anna die fragliche Seite aufschlug, sah sie sofort, was Weynand meinte: »Blutiger Kindsmord in Schwabing« lautete die Schlagzeile, der aber immerhin ein Fragezeichen folgte. Der Artikel spann dann um die wenigen Fakten, also das tote Kind sowie die anonyme Anzeige bei der Polizei, eine schaurige Geschichte voller Andeutungen und böser Vorahnungen, was die verschwundene Mutter anging, und endete mit der Hoffnung, die Polizei werde diesen tragischen Fall bald aufklären.

»Verstehen Sie, weshalb ich wütend bin?«, fragte Weynand fröhlich, nachdem Emmi die bestellten Fleischpflanzerl serviert hatte. »Solchen Schund zu verfassen, das wäre *mein* Metier. Mir nehmen Sie gestern noch das Versprechen ab, nur ja nichts über diesen Fall zu schreiben, und meine renommierten Kollegen reimen sich heute an meiner Stelle die tollsten Abenteuer zusammen. Apropos, da habe ich gestern auch eines erlebt. Aber sagen Sie mir erst, ob bei der Obduktion des Säuglings noch etwas herausgekommen ist.«

»Nichts als das, was Doktor Gernhuber schon gestern gesagt hat. Fremdeinwirkung kann nahezu ausgeschlossen werden.«

Weynand rieb sich die Hände. »Ich kann Ihnen gar nicht

sagen, wie sehr mich das freut. Die großen Blätter blamieren sich mit einer gewaltigen Ente, und ich Klatschreporter stelle Recherchen an. Sogar gefährliche! Ich hätte mir gestern leicht die Beine brechen oder Prügel einfangen können. Oder mir vom Atem meines Gegenübers eine Alkoholvergiftung holen.«

Er erzählte von seinem nächtlichen Abstecher in den betreffenden Hinterhof. »Außer einem Triangel in der Hose habe ich zwar keine Neuigkeiten vorzuweisen, aber zumindest kann ich bestätigen, dass tatsächlich etwas vorgefallen sein dürfte in der fraglichen Nacht. Sonst hätte mein Obdachloser auf meine Frage nicht so heftig reagiert.«

Das klang wieder ganz nach Herrn Nachtwey, stets auf der Suche nach der unwahrscheinlichsten Geschichte. Anna musste lächeln. »Etwas vorgefallen ist ja wirklich. Sie haben doch selbst gesagt, dass der Mann betrunken war. Und das war er sicher nicht nur gestern. Wenn er tatsächlich beobachtet hat, wie eine Frau auf dem Hof ein totes Kind zur Welt bringt, reicht das wahrscheinlich schon, damit er sich alles Mögliche zusammenreimt.« Sicher hatte die Frau versucht, möglichst leise zu sein, und jeden Schmerzensschrei unterdrückt. Aber gejammert und gestöhnt haben musste sie. Auf einen betrunkenen Obdachlosen mochte das im Dunkeln genug Eindruck gemacht haben, damit er nichts damit zu tun haben wollte.

Natürlich sah Weynand das anders. »Nun machen Sie mir nicht meine Geschichte schon im Voraus madig. Jetzt, da die Münchner Tagespresse sich mit dem Fall beschäftigt, können Sie mir nicht länger verbieten, ebenfalls etwas dazu zu schrei-

ben. Wenn ich nur herausfinden könnte, was! Lassen Sie mich bitte auf jeden Fall wissen, falls Doktor Schmidt zu anderen Ergebnissen kommt als Ihr Doktor Gernhuber.«

Anna sagte es zu, hielt es aber für unwahrscheinlich. »Doktor Schmidt hat bei der Autopsie Protokoll geführt. Hätte er einen Einwand gehabt, hätte er ihn gleich vorgebracht. Es ist nur ein tot geborenes Kind. Diese Aufregung über einen Mann, der vielleicht zusammen mit der Mutter im Hof war, begreife ich nicht.«

»Ich werde es mir jedenfalls ansehen«, versprach Weynand und warf einen Blick auf seine Taschenuhr. »Die Polizei dürfte gerade den Hof durchkämmen, das könnte interessant sein. Wenn freilich Ihr Onkel dabei ist und mich bemerkt, kann ich mich darauf verlassen, zum zweiten Mal binnen vierundzwanzig Stunden auf diesem Hof unsanft angegangen zu werden. Aber was tue ich nicht alles für Sie, holde Anna?«

»Für mich? Habe ich Ihnen etwa befohlen, Untersuchungen anzustellen?«

»Befohlen nicht, aber ich sehe, dass das Schicksal dieses Kindes Ihnen nahegeht, und das ist für mich so gut wie ein Befehl. Anschließend werde ich mich in Schwabing ein wenig unter den Deserteuren umhören.«

»Deserteure?«

»Männer, die versuchen, sich vor der Einberufung zu drücken. Nicht jeder hat Lust, sich in Frankreich erschießen zu lassen.« Seine Heiterkeit fiel urplötzlich in sich zusammen. »Ich hoffe, meinem Bruder geht es gut. Er steht bei der Armee des Kronprinzen, soweit ich weiß. Otto ist ein hirnloser Idiot, aber dafür kann er nichts. Er hat all den Schwachsinn, den

man ihm eingetrichtert hat, von Vaterlandsliebe und Heldentod, aufgesogen wie der brave Kavallerist, der er ist.«

»Sie erzählen fast nie von ihm«, sagte Anna. Weynand sprach überhaupt wenig von seinem wirklichen Leben, es ging ihm wohl zu nah.

»Wir hatten nie viel miteinander zu tun, Otto und ich, nachdem wir aus den Kinderschuhen heraus waren. In unseren Leben gibt es kaum Berührungspunkte. Das wäre vielleicht das Schlimmste, wissen Sie? Wenn er auf einem dieser Schlachtfelder bliebe, ohne dass ... ich meine, er ist mein Bruder, und dabei habe ich manchmal das Gefühl, ich kenne ihn kaum.«

Anna, die in einer vielköpfigen Familie aufgewachsen war, konnte sich das nicht wirklich vorstellen. Doch als sie Weynand ansah, erkannte sie, dass es ihn beschäftigte.

»Ihr Vater lebt doch noch, hatten Sie gesagt? Vielleicht sollten Sie mit ihm einmal sprechen? Sicher macht er sich die gleichen Sorgen um Ihren Bruder wie Sie.«

Weynand lachte nervös. »Du lieber Himmel, Anna. Das mit meinem Vater ist noch viel komplizierter als mit meinem Bruder. Solchen Gesprächen gehe ich aus dem Weg, wo ich nur kann. Auch wenn Sie sicher recht haben. Aber weil wir gerade von unangenehmen Begegnungen sprechen, ich hätte da auch eine in petto für Sie. Christiane von Arnsberg hat sich über einen Bekannten kürzlich nach Franziska erkundigt.«

Anna schrak zusammen. Sie hatte es vermieden, an Frau von Arnsberg zu denken, obwohl Franzi schon gefragt hatte, weshalb ihre bisherige Gönnerin, die sie früher oft zu Ausflü-